

Verlag Bibliothek der Provinz

Helmut Friedrichsmeier
DIE SICHT VON UNTEN

*Kindheitserinnerungen aus der Zeit
nach der NS-Herrschaft*

Helmut Friedrichsmeier
DIE SICHT VON UNTEN
Kindheitserinnerungen aus der Zeit nach der NS-Herrschaft
lektoriert von Erika Sieder
herausgegeben von Richard Pils

ISBN: 978-3-99126-002-8

© Verlag Bibliothek der Provinz GmbH.

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Coverbild: Linolschnitt von Johanna Friedrichsmeier

Inhaltsverzeichnis

Die Sicht von unten – Kindheitserinnerungen aus der Zeit nach der NS-Herrschaft	Seite 6
Erlebte Geschichte	Seite 25
Da muss doch vorher etwas gewesen sein ...	Seite 29
<i>Flüchtlinge, Vertriebene und „fahrendes Volk“</i>	Seite 29
<i>Was kann sich ein Kind unter</i> <i>„dem Führer“ vorstellen?</i>	Seite 38
<i>Invalide prägen das Straßenbild</i>	Seite 43
<i>Waffenhandel im Westentaschenformat</i>	Seite 45
<i>Schatzsuche in der „Alpenfestung“</i>	Seite 49
Der Führer ist tot – oder doch nicht?	Seite 55
„Hausherrn-Sein“ in der Nachkriegszeit	Seite 60
Die erste Nachkriegsvilla wird gebaut	Seite 73
Die „Buam“	Seite 86
Die Hansi geht nach Amerika	Seite 99
Düsenjäger und Coca-Cola	Seite 107
Mein Freund Berni	Seite 118
Bahnhöfe und Bahnhofskinder	Seite 129
Der Onkel aus Amerika	Seite 145
Die Sommerfrischler kommen zurück	Seite 152
Warum ich im Sommer immer ein paar Wochen lächeln musste	Seite 163
Abstand halten	Seite 167
Zwei Ölbilder und drei Auswanderer	Seite 171
Die letzte Fahrt der Salzkammergut-Lokalbahn	Seite 180

Die Sicht von unten – Kindheitserinnerungen aus der Zeit nach der NS-Herrschaft

„Die Sicht von unten“, das bedeutet, dass die Perspektive meiner Erinnerung und meiner Erzählungen nicht die von Erwachsenen zu oder mit Erwachsenen ist, sondern von der Sichtweise eines Kindes im Kindergartenalter bis hin zum frühen Volksschulalter geprägt ist. Und zwar über eine Zeitspanne, die vielfach, eine Zeit des Schweigens und des Vergessen-Wollens war. Die Sichtweise von Kindern ist im Allgemeinen wahrscheinlich ziemlich unkritisch, das rundherum Wahrnehmbare wird als gegeben hingenommen, und die Aufmerksamkeit gilt anderen Dingen als jenen, die im Brennpunkt des Blickfelds von Erwachsenen stehen. Es ist eine gewissermaßen „geschützte“ Wahrnehmung, die wenig von den Sorgen und Nöten der Erwachsenen – gerade in dieser Zeit – mitbekommen und mitgenommen hat, und dadurch zum Stoff für ein Erinnerungskonstrukt wird, welches vielleicht nicht immer dem entspricht, was Historiker im Nachhinein als *die* Geschichte „festmachen“ und den heutigen Zeitgenossen vermitteln. Alles aber, worüber ich nun im Folgenden in Form von Episoden, Begebenheiten und Beobachtungen berichten werde, ist in diesem Sinn „real“ (gewesen), jedoch gefiltert und vielleicht auch verzerrt durch die Brille kindlicher und unbekümmerter Wahrnehmung.

Es ist damit gleichzeitig der Rückgriff in eine Zeit, die, so sagt man, bald nach dem Krieg von Optimismus, materiellem Wiederaufbau, aber auch von Trümmern und Elend geprägt war. Die Kräfte des Optimismus haben in

dieser Zeit aber offensichtlich überwogen, denn woraus sonst hätte die Bevölkerung von damals die emotionale Kraft für den Wiederaufbau und ein Leben unter diesen Bedingungen schöpfen können. Da hätten selbst die großzügigsten Hilfeleistungen der Alliierten allein auch nur wenig bewirkt. Viele meist unsichtbare Kräfte und Energien waren zu dieser Zeit dem Wiederaufbau gewidmet, aber auch, und das ist mir erst viel später zu Bewusstsein gekommen, dem Verdrängen des Geschehenen und dem Vergessen darüber.

Ich stelle mir nunmehr, rund siebzig Jahre danach, in diesem Zusammenhang die Frage, wie es wohl mit dem moralischen Wiederaufbau der Menschen ausgesehen haben mag. Der Krieg war verloren, das „Großdeutsche Reich“ besiegt, aber es war nicht nur eine „normale“ militärische Niederlage, nach der man, wie in früheren Jahrhunderten üblich, durch einen mehr oder weniger schnell darauf folgenden Friedensschluss wieder zur Tagesordnung hätte übergehen können, sondern es war vor allem eine Niederlage aller jener moralischen und ethischen „Werte“, die vor 1945 von einem großen Teil der Bevölkerung in der Form einer offiziellen Staatsdoktrin vertreten und internalisiert worden waren. Die Trümmer und Bombentrichter waren in der Wirklichkeit unmittelbar sichtbar, die menschlichen Trümmer aber unsichtbar, oder zumindest versteckt und zugedeckt, sodass wir sie als Kinder nicht bemerken konnten und meist auch nicht bemerkt haben. Die Erwachsenen breiteten ohnehin den Schleier des Vergessens und Verdrängens darüber – von vereinzelt, nicht weiter erklärten, aber hörbaren Nebensätzen abgesehen, die dann wie isolierte, fragwür-

dige Sprachmonolithe im Raum standen. Da sie aber so selten, und dann auch nur in Form von kurz hingeworfenen Bemerkungen geäußert wurden, waren sie auch kaum dazu geeignet, kindliche Neugier zu wecken, geschweige denn eine Veranlassung, bohrende Fragen zu stellen, wie das Kindern oft eigen ist. Man gab sich in der Regel damit zufrieden, dass die Erwachsenen nicht noch weiter darüber sprachen, aber manchmal war doch ein wenig aus ihren Worten oder Gesprächsfetzen herauszuhören, dass es sich da um Dinge aus der Vergangenheit handelte, die auch für die Vorstellungswelt eines Kindes geeignet gewesen wären, neugierige Aufmerksamkeit zu erwecken, oder zumindest für ein paar Augenblicke irgendwelche Fantasiebilder in der Vorstellung entstehen zu lassen.

Vor dem Hintergrund dieser Welt, die sich einem Kind oder Jugendlichen so darstellte, wie sie oberflächlich betrachtet auch war, will ich nunmehr einige Geschichten und Episoden erzählen, die heute wohl wie Bilder aus einer fernen Vergangenheit anmuten, politisch und in der gesellschaftlichen Sprachregelung von heute vermutlich auch als „unkorrekt“ empfunden werden könnten, aber gleichzeitig das Bild von Abenteuern und einer fast ungezügelter, kindlichen Freiheit vermitteln, die zu finden heute ungleich schwieriger geworden ist, oder die möglicherweise gar nicht mehr gegeben ist.

Nie – ausgenommen vielleicht die ersten drei, vier Tage zu Kindergartenbeginn und dann noch einmal am ersten Volksschultag – hat uns ein Erwachsener, seien es Eltern, Großeltern oder einfach Nachbarn gewesen, irgendwohin begleitet oder abgeholt. Die Trümmer aus der Kriegszeit,

obwohl es in unserer Kleinstadt aus später noch zu berichtenden Gründen gar keine Trümmer oder Bombentrichter gab, standen in gewisser Weise symbolhaft für eine abenteuerliche, von Erwachsenen unkontrollierte Freiheit. Auch heute noch pflegen sich viele Gleichaltrige oder Ältere mit dem Seufzer „Mein Gott, was konnten wir damals als Kinder alles machen!“ an diese Zeit zu erinnern, wobei die entbehrungsreiche Mühsal des Lebens nach dem Krieg beschönigt wird und in den Hintergrund tritt, oder nur noch als Kulisse für die Schilderung von irgendwelchen kindlichen „Heldentaten“ dient. Den Eltern, vor allem den Müttern von damals kann man rückblickend zugutehalten, dass sie auf Grund der Absenz der Väter ohnehin kaum Zeit hatten, sich um ihre Kinder in der heute gewohnten Weise zu kümmern, und überdies war der Schulweg in den späten vierziger Jahren nicht so gefährlich wie heute. Kaum Automobile auf der Straße anzutreffen, die größte „Gefahr“ ging von Pferdefuhrwerken aus, aber auch nur dann, wenn der Fuhrwerksbetreiber die Kontrolle über seine Tiere verloren hatte und die Pferde durchgegangen waren. Wie gefährlich so eine Situation sein konnte, kann man heute übrigens noch an den in schlichter, bäuerlicher Einfalt gemalten Motivbildern nachvollziehen, wie sie in manchen Kirchen, vorzugsweise Wallfahrtskirchen angebracht sind. Man wurde nach dem Mittagessen, so es eines gab, von den Müttern oder Großeltern, die Väter waren meist noch in Kriegsgefangenschaft oder überhaupt gefallen, in die „Freiheit“ entlassen, durfte sich mit Freunden treffen, herumstreunen, oder irgendwelche Dummheiten, „Streiche“ genannt, aushecken. Wenn man dann einiger-

maßen zeitgerecht am Abend wieder zuhause war, war die familiäre Welt in Ordnung; fallweise wurde noch die inquisitorische Frage gestellt, wo und mit wem man sich am Nachmittag herumgetrieben hätte. Das war's dann auch. Ganz wichtig beim abendlichen Verhör über die am Nachmittag verbrachte Zeit war somit sehr häufig das „Mit wem“, denn einige der Nachbarskinder und Freunde konnten, so befürchteten die Mütter und Großmütter unisono, einen schlechten Einfluss auf einen ausüben, und das war dann doch aus erzieherischen Gründen wenig erwünscht. Mit der Ermahnung, ja nicht auf das Abendgebet zu vergessen, wurde man als Kind dann zu Bett geschickt. Später, ab dem Beginn der Schulpflicht kam noch die obligatorische Frage dazu, ob auch die Hausaufgaben gemacht worden wären. Unangenehm war es, wenn sich dann herausstellte, dass da oder dort noch eine Schönschreibübung nicht fertig oder eine Rechenaufgabe ungelöst war, dann hieß es nämlich nachsitzen und nachschwitzen am Küchentisch.

Das Wort „Behütung“, Ausdruck einer intensiven Für- und Obsorge für Kinder, existierte damals bei der Mehrzahl der Bevölkerung kaum; wenn etwas behütet wurde, dann waren es möglicherweise materielle „Schätze“, die man über die Kriegszeit herübergerettet hatte und die zu verbergen notwendig war, um sie vor Plünderern und manchmal auch vor dem Zugriff alliierter Soldaten zu schützen. Plünderungen, so wie in den größeren, bombengeschädigten Städten gab es zwar in unserer Stadt nicht, aber der Krieg hatte mit seinen Folgen doch auch dazu beigetragen, den Eigentumsbegriff etwas zu „verwässern“. So erzählte zum Beispiel ein Bauer aus unserer näheren Umgebung, der ein kleines Stück

Wald besaß, meiner Großmutter nicht ohne Ärger in seiner Stimme anklingen zu lassen, dass er einen jüngeren, aber schon recht repräsentativen Tannenbaum aus seinem Wald – er kannte die wenigen in seinem kleinen Revier offenbar genau – anlässlich des Weihnachtsfestes als Altarschmuck in der Kirche entdeckt hätte. Als guter Christenmensch hätte er aber geschwiegen, und sich nicht beim Pfarrer über die Taten seiner frommen Helfer beschwert. Eine gewisse Achtsamkeit, was frei laufendes Kleinvieh oder freistehende Nutzpflanzen wie Obstbäume oder Beerensträucher betraf, war demnach auch bei uns angesagt.

Der Umstand freilich, und das muss ich wie schon erwähnt der Vollständigkeit halber berichten, dass es bei uns keine Bombentrümmerfelder so wie in den anderen Städten und Industriezentren gegeben hat, war darauf zurückzuführen, dass unsere kleine Stadt zur Lazarettstadt erklärt worden war, und somit offensichtlich unter dem internationalen Schutz des „Roten Kreuzes“ stand – so wurde es von den Erwachsenen erzählt, wobei sich eine mir von meiner Großmutter häufig erzählte Legende darauf bezog, wonach es doch einen einzigen Bombenabwurf gegeben hätte, und zwar von einem englischen oder amerikanischen Flugzeug, das sich auf dem Rückflug nach einem Angriff seiner restlichen Bombenlast entledigen wollte und diese ausgerechnet über einem nahen, aus wenigen Bauernhöfen bestehenden Weiler abgeworfen und dabei „zielgenau“ einen Misthaufen getroffen hätte. Die historische Wahrheit dieser Legende habe ich mittlerweile auf der Basis der Notizen und Tagebuchaufzeichnungen eines Zeitzeugen (Leopold Schiendorfer: Perneck – ein Dorf im Wandel;

erschienen im Eigenverlag, 2006) überprüfen können, aber diese Geschichte verlieh dem Krieg, dessen Folgen ich erst viel später begriff, in meiner Wahrnehmung damals eine eher verharmlosende und gleichzeitig fast komödiantische Facette.

Tatsächlich, um der historischen Wahrheit die Ehre zu geben, wurde unsere Stadt immer wieder von Bombern überflogen, aber eben nicht als Angriffsziel, sondern im Rückflug von den nahe gelegenen Industriezentren und Verkehrsknotenpunkten. Und wirklich sollen an einem Tag im Dezember 1944 in dem obgenannten Ortsteil Bomben gefallen sein, wobei diese ein Haus zerstört sowie andere Gebäude beschädigt haben.

So harmlos und beinahe skurril war der Krieg allerdings auch für mich nicht, wenngleich ich den damit unmittelbar verbundenen Schrecken als gerade noch im Krieg Geborener nicht bewusst miterlebt habe. Wohl aber dessen Folgen. Mein Vater war nach 1945 in Kriegsgefangenschaft verblieben, und das im Vergleich mit der durchschnittlichen Verweildauer österreichischer Kriegsgefangener etwas länger, denn er war deutscher Staatsbürger aus dem „Altreich“, und Kriegsgefangene deutscher Staatsangehörigkeit wurden von den Alliierten, vorzugsweise von den Sowjets, vergleichsweise erst später in die Heimat zurückgeschickt. Die Folgen seiner langen Abwesenheit waren eine zerrütete Ehe und die bald darauf erfolgte Scheidung meiner Eltern. Somit lebte ich fürderhin in einer Kleinfamilie, bestehend aus Mutter, Großmutter und mir. Abwechselnd kamen auch ein Hund oder eine Katze dazu. Die Hühner, es waren immer deren vier oder fünf, zähle ich dabei nicht zu

den „Familienmitgliedern“, obwohl sie mir auch ans Herz gewachsen waren.

Aber da war noch „etwas“, etwas, was in der jüngsten Vergangenheit verborgen liegen musste. Fast ein Geheimnis, das die Erwachsenen nur fallweise lüfteten oder nur sehr ungern in Gesprächen erwähnten. Ob kleine Kinder für derartige Wahrnehmungen mit ausreichender Sensibilität ausgestattet und für derartige Wahrheiten gerüstet sind, weiß ich nicht, vor allem nicht in der Rückschau, doch wird es wohl so sein, dass Kinder, wie ich schon anmerkte, ihr Umfeld in Ermangelung von Vergleichsmöglichkeiten so wahrnehmen, wie es ist, und kaum Fragen stellen, außer sie würden sich aus irgendeinem Zusammenhang gleichsam aufdrängen. Dass ein Krieg einige Jahre vor meiner Geburt stattgefunden hatte und offenbar wenige Monate nach meiner Geburt beendet worden war, das wusste ich, aber ich hatte keinerlei Vorstellungen darüber, was ein Krieg wirklich bedeutete. Da mir meine Großmutter einige Jahre nach dem Krieg einmal ein altes Foto gezeigt hatte, wo sich Soldaten aus der Zeit der österreichisch-ungarischen Monarchie – mein Großvater war einer davon – zu einem Gruppenbild ähnlich einem Klassenfoto am Schulschluss aufgestellt hatten, stellte ich mir den Krieg so vor, dass sich zwei Gruppen von Soldaten gegenüberstehen und in geringer Entfernung auf einander schießen würden. Das war in etwa meine kindliche Vorstellung vom Krieg, aber schon die war für mich schrecklich und Furcht erregend genug.

Anlässe, Fragen zu dieser verborgenen Vergangenheit zu stellen, boten sich mir fallweise beim Zuhören bei Erwachsenengesprächen, die meine Großmutter über den Garten-

zaun hin mit unserer Nachbarin führte. Da fielen Sätze, wie zum Beispiel „der war ein ganz strammer Nazi, er war ja auch schon ein Illegaler“, oder „bei denen hast nix sagen dürfen, weil sie dich dann gleich bei der Gestapo angezeigt haben“. „Bevor der Hitler gekommen ist, waren sie noch Kommunisten, dann sind sie plötzlich bei den Nazis gewesen.“ Und so weiter und so fort. Eine kurze Erklärung als Nebensatz für nicht-österreichische Leserinnen und Leser: ein sogenannter „Illegaler“ war ein Mitglied der bis zum Anschluss in Österreich verbotenen NSDAP, oder zumindest ein großer Sympathisant dieser Partei. Wer übrigens der Führer dieser Partei war, nämlich Adolf Hitler, das wusste oder vermutete ich bereits, aber darüber möchte ich in den folgenden Episoden mehr erzählen. Es musste zumindest in meiner Wahrnehmung eine sehr wichtige, aber auch sehr bedrohliche Persönlichkeit gewesen sein.

Wenn ich aber dann am Ende nach solchen Erwachsenengesprächen neugierig fragte, welche Nachbarn oder Bekannten denn mit diesen Andeutungen gemeint seien, bekam ich meistens die Antwort: „Die kennst Du eh nicht, sei nicht so neugierig“. Selten nur erfuhr ich die Namen dieser erwähnten Personen, was in mir dann sogleich eine vage personalisierte Fantasie des Bösen entstehen ließ. Nicht ganz unbegründet, denn mein Großvater, das wurde mir ziemlich oft und mit gleichzeitiger Nennung konkreter Namen erzählt, wäre in einer einsamen Gasse – er befand sich am späten Abend auf dem Heimweg – von einer Gruppe von Nazi-Schlägern, allesamt, wie sich herausstellte, Bekannte oder frühere Nachbarn der Großeltern, „abgepasst“ und verprügelt worden, weil er als ehe-

maliger Angehöriger der „Vaterländischen Front“ (= die staatstragende Partei im österreichischen Einparteiensstaat der Dollfuß-Ära) dem neuen Regime und seinen Anhängern höchst verdächtig war. Was ich somit von der „Zeit vor meiner Zeit“ an Schwierigkeiten im Umgang mit dem Regime im täglichen Leben erfuhr, waren, wie man sieht, in erster Linie Begebenheiten aus dem Bekanntenkreis und der Nachbarschaft, mit einer einzigen Ausnahme: stolz erzählte mir meine Großmutter später manchmal, dass sie einmal im Zorn das Bild vom Hitler, welches offensichtlich in jeder Wohnung hängen musste, von der Wand gerissen habe und darauf herumgetreten sei. Anlass für diesen Zornesausbruch war indirekt ich, da meine Großmutter „ihn“ für die bereits herrschende Lebensmittelknappheit, und damit auch für die fehlende Kleinkindernahrung verantwortlich machte. Sie hätte sich nur schwer beruhigen lassen, aber das auch erst nach dem ängstlichen Hinweis meiner Mutter, dass „die Wände Ohren hätten“. Angeblich hätte ich damals als junger Säugling schon sehr verhungert und lebensschwach ausgesehen.

Meine Mutter, die diese Zeit des Nationalsozialismus als junge Frau und „Backfisch“ (eine damals und auch noch in der Nachkriegszeit verwendete Bezeichnung für heranwachsende Mädchen im Alter von etwa 15-20 Jahren) erlebt hatte, war hingegen nicht sehr mitteilnehmend über diese Zeitspanne. Wenn sie mir etwas erzählte, dann eher nach der Richtung, wie sie die spärlichen Freuden ihres Jung-Mädchen- und Fräulein-Daseins erlebt hatte: gelegentlich mit ihren Freundinnen ausgehen und tratschen, manchmal ins Kino gehen, kaum aber junge Burschen treffen (dazu

war ihre Mutter viel zu streng!), und sich selbst Kleider nähen. Einmal aber, ich weiß allerdings nicht mehr, ob sie das mir allein erzählte, oder ob ich diese Sätze beim Zuhören bei einem Gespräch mit anderen Erwachsenen aufgeschnappt habe, erwähnte sie, dass sie im Rahmen des Reichsarbeitsdienstes (RAD), wie er damals für die jungen Frauen analog zum Wehrdienst vorgeschrieben war, zu Büroarbeiten in einem Konzentrationslager, einem nahe gelegenen Außenlager von Mauthausen, dienstverpflichtet worden sei. Das war für mich als kleines Kind in meiner damaligen Unwissenheit eigentlich kein Umstand, dem ich eine besondere Bedeutung beigemessen hätte, aber dann berichtete sie weiter, und das ließ mich denn doch aufhorchen, dass sie nackte, ausgemergelte Männer, deren Hoden geschwollen und fast so groß wie Töpfe gewesen wären, gesehen habe. Es war das für mich allerdings weniger der Schrecken dieser Bilder oder dieser Vorstellung, was mich in diesem Augenblick bewegte, sondern allein die Fantasie, mit der ich mir ausmalte, was wäre, wenn ich selbst solche Hoden hätte. So groß war meine Angst, dass ich gar nicht mehr nachzufragen wagte, um diese Bilder nicht noch mehr in meiner Vorstellung zu verdeutlichen und zu vertiefen. Diese Beobachtung von den ausgemergelten Männern erwähnte meine Mutter übrigens in späteren Jahren noch einmal, und zwar, wenn ich mich recht erinnere, zu einer Zeit, wo ich schon konkretere Vorstellungen von einem Konzentrationslager hatte. Da fragte ich sie dann auch, wie gerade sie zu diesem „besonderen“ Arbeitseinsatz gekommen sei, wo es ja damals auch viele andere Verwendungsmöglichkeiten im Rahmen des Arbeitsdienstes für

junge Frauen gegeben hätte, wie etwa als Helferinnen bei Bauern, bei Bauprojekten, in Nähereien für Uniformen, als Haushaltshilfe bei kinderreichen Familien und so weiter. Sie antwortete darauf hin auf meine Frage, dass es wohl eine gezielte Bestrafungsaktion der örtlichen NS-Funktionäre gewesen sei, sie als Tochter aus einem bekennenden, regimekritischen, „ständestaatlichen“ Haushalt genau zu so einer Funktion zu melden. Gelegentlich, das heißt etwas häufiger als die Beobachtung ausgemergelter Häftlinge, erwähnte sie in ihren Erinnerungen an den Reichsarbeitsdienst noch den Umstand, dass ihr ihr Vorgesetzter nach Dienstschluss offensichtlich „nachgestiefelt“ wäre, sie ihn aber nach Möglichkeit gemieden habe, oft mit der Ausrede, dass sie ihren Zug nicht versäumen dürfe, denn sie fuhr, wenn es möglich war, jeden Tag nachhause. Vielleicht war da in dieser Erzählung auch ein bisschen die Koketterie einer jungen Frau dabei, um die anderen Wahrnehmungen zu verdrängen?

Auch vergaß sie bei diesen Erinnerungen nicht zu erwähnen, dass sie für die KZ-Gefangenen öfters Brot oder Äpfel von zuhause mitgebracht und ihnen, wenn es möglich war, insgeheim zugesteckt hätte. Viele Menschen haben später in Deutschland und Österreich behauptet, dass sie nichts von der Existenz von Konzentrationslagern gewusst hätten. Die Existenz dieser Lager konnte meine Mutter natürlich nicht in Abrede stellen, war sie doch zur Büroarbeit in einem solchen Konzentrationslager dienstverpflichtet worden, aber umso mehr hob sie in den wenigen Malen, wenn sie darüber sprach (eigentlich sprach sie nur sehr wenig darüber und auch dann nur von eher nebensächlichen Begebenheiten) ihre „guten Taten“ unter den dort herrschenden Umstän-

den hervor. Jahre später bemerkte ich allerdings, dass diese „guten Taten“ ganz allgemein ein häufig verwendetes Strickmuster in der Bevölkerung dafür waren, den Gesprächspartnern oder wem auch immer zu signalisieren, dass man damals zumindest in innerer Opposition stand oder sich dem Regime mehr oder weniger verweigert hätte. Was auf meine Mutter in diesem Fall zutrifft, ob sie nur in innerer Opposition stand oder sich aktiv verweigert hatte, kann ich in der Rückschau nicht sagen, aber die familiäre Prägung im Elternhaus im Sinne des christlich-sozialen Ständestaates aus der Zeit vor dem „Anschluss“ lässt mich vermuten, dass es sich in der Tat so verhalten hat. Befragen kann ich sie leider nicht mehr.

Der frühere deutsche Bundeskanzler Helmut Kohl hat anlässlich einer Israel-Reise einmal den Satz von „der Gnade der späten Geburt“ verwendet (allerdings hatte ihn angeblich vorher schon der deutsche Publizist, Politiker und Schriftsteller Günter Gaus geprägt – nicht zu verwechseln mit dem Schriftsteller Günter Grass!), womit er zum Ausdruck bringen wollte, dass seine Generation das neue und andere Deutschland repräsentieren würde. Die politische Kritik hat ihm diese Äußerung allerdings anders ausgelegt, nämlich dass er damit versucht habe, einen Schlusstrich unter die Vergangenheit zu ziehen. Ich persönlich meine, dass man diesen Satz mit Bezug auf die eigene Person auch so auslegen kann, dass niemand von den jüngeren, nachgeborenen Generationen in moralischer Selbstüberschätzung behaupten darf, er oder sie hätte sich damals ganz anders verhalten, wäre keinesfalls zum Mitläufer oder gar zum Täter geworden.

Vor einigen Jahren wurde der Film „Die Fälscher“, eine deutsch-österreichische Co-Produktion (Regie: Stefan Ruzowitzky) im Fernsehen ausgestrahlt. Geraume Zeit nach der Sendung traf ich einen alten lieben Freund, mit dem ich mich gelegentlich zum Mittagessen zu verabreden pflege. Und irgendwie – ich weiß nicht mehr, auf Grund welcher zufälligen Beiläufigkeit, wie das so in lockeren Plaudereien beim Essen geschieht – kamen wir auf den kürzlich im TV ausgestrahlten Film über die Fälscher im KZ zu sprechen. Da erzählte mir mein Freund, selbst halbjüdischer Abstammung, die Mutter Christin, der Vater Jude, dass sein Vater als gelernter Juwelier und Goldschmied zu eben jener Gruppe von Fälschern gehörte, die unter großen Geheimhaltungsmaßnahmen in einem thüringischen KZ britische Pfundnoten fälschen mussten. Als aber der „Endsieg“ in immer weitere Ferne rückte, und die alliierten Truppen jener Gegend, wo sich das Konzentrationslager befand, immer näher rückten, entschloss sich die geheimdienstliche Führung des Lagers, diese hochspezialisierte Sondergruppe von KZ-Insassen in das sicher scheinende Salzkammergut, Stichwort „Alpenfestung“, zu verlegen. Auch der Vater meines Bekannten war dabei. Die Verlegung war allerdings nicht von langer Dauer, denn einige Wochen später wurde das KZ-Außenlager von den Amerikanern befreit; der Vater meines Freundes überlebte den Horror.

Viele Jahre nach dem Tod seines Vaters wäre er, mein Bekannter, dann einmal dorthin gefahren um die Stätte zu besuchen, wo sein Vater im Krieg gelitten hatte, aber er fand dort nur noch, soweit öffentlich zugänglich, Teile eines großen allein stehenden, zum Lager führenden Tores

vor, ansonsten nur schmucke Einfamilienhäuser in friedlicher, ländlicher Idylle auf dem Boden des ehemaligen KZ's. Wie viele andere Menschen, die direkt oder indirekt unter der nationalsozialistischen Verfolgung gelitten hatten, war auch er verwundert und gleichzeitig empört, dass man auf diese Weise – eine Umwidmung des ehemaligen KZ-Geländes in Bauland – schon wenige Jahre später in Österreich so einfach zur „Tagesordnung“ übergegangen sei. An dieser Stelle des Gesprächs wollte ich ihm beinahe schon „gestehen“, dass unsere Eltern (Vater beziehungsweise Mutter) – wenn auch nicht freiwillig sondern gezwungenermaßen – in dieser Zeit auf der jeweils anderen Seite des Lebens gestanden sind, aber dann überlegte ich es mir doch, zögerte und erwähnte schließlich gar nichts. Ob man es also wahrhaben will, oder nicht, auch die nicht selbst erlebte Erinnerung vermag einem sogar Fesseln der Scham in der Gegenwart aufzuerlegen. Obwohl, es war nicht jene Art von kollektiver Scham, wie sie so oft in Politikerreden beschworen wird, sondern es waren eine innere Hemmschwelle und auch die Ungewissheit, wie mein Gegenüber darauf reagieren würde, die mich dazu bewogen, das schwer Vorstellbare und Tabuisierte, aber nicht mit persönlicher Schuld Beladene zu verschweigen.

Ich habe diese Zeilen in den Monaten geschrieben, als, bedingt durch den 75. Jahrestag des Kriegsendes, die Erinnerungen an die unmittelbare Nachkriegszeit medial intensiv gepflogen und aus dem historischen Gedächtnis in konkrete Bilder für das Fernsehen der Jetzt-Zeit umgesetzt wurden. Da musste ich feststellen, dass ich meine Kindheit in einem – vergleichsweise – privilegierten Ort verbrin-

gen durfte, den ich zwar nicht ausdrücklich nennen will, der sich aber manchem Leser und mancher Leserin ohne viel Mühe erschließen lassen dürfte – keine Bombenschäden, und auch keine sonstigen Zerstörungen, wie man sie andernorts kannte, kennzeichnen diese kleine Stadt. Dafür aber die Grabstätten berühmter Komponisten und Schriftsteller wie etwa Franz Lehar, Oscar Strauss, Leo Perutz, Hilde Spiel und vieler anderer mehr. Auch soll Kaiser Franz Josef I. rund fünfzig Jahre hindurch seine Sommerfrische an diesem Ort verbracht haben. ...

Nach dem Krieg war unsere Stadt Teil der amerikanischen Besatzungszone geworden, wobei, wenn ich an dieser Stelle das heute schon häufig verwendete Wort „Befreiungszone“ anstelle des gebräuchlichen Wortes Besatzungszone anspreche, dies mit Bezug auf die Amerikaner wohl am ehesten zutreffen wird. Der berühmte „chewing gum“, die Schokolade und andere Süßigkeiten verwandelten manche der US-Soldaten beinahe in Freunde. Ich erinnere mich noch genau, wie mein Freund und Volksschulkamerad Berni (über den ich in einer Geschichte an späterer Stelle noch berichten werde) und ich bewundernd um einen „Ami-Schlitten“ herumstanden, in dem ein Soldat, es muss wohl ein Offizier gewesen sein, rauchte und irgendwelche Dokumente studierte. Zuerst schnüffelten wir am Tankstutzen des Autos den Benzingeruch, eine Art frühkindlicher Droge, und dann inspizierten wir das Auto genauer. Es wird wohl ein Studebaker oder ein Chevrolet gewesen sein. Unser Interesse entging dem im Auto sitzenden Offizier freilich nicht, sodass er ausstieg und uns fragte, was wir denn wollten. Wir stammelten nur irgendwelche Worte der Bewunderung für seinen

„Schlitten“, was ihn seinerseits wiederum dazu bewog, uns irgendetwas Süßes schenken zu wollen. Aber, diese Gaben waren zu seinem Unglück – er war nicht der Schlanksten einer – irgendwo im Fond des Autos am Boden hinter den Sitzbänken verstaut, sodass er sie erst mühselig herauswühlen musste. Wären wir in diesem Augenblick der Sprache mächtig gewesen, hätten wir wahrscheinlich gesagt, er solle sich nicht weiter bemühen, aber schließlich tauchte er mit hochrotem Kopf wieder aus dem Fond seines Autos auf und beschenkte uns in geradezu übermäßiger Weise. Wenn es, so wird er wohl gedacht haben, schon so mühselig war, die Sachen aus dem Wagen herauszuholen, dann sollte es sich auch gelohnt haben. Gelegentlich schenkten uns die GI's auch alte, zerfledderte Comics, die wir zwar nicht lesen, aber deren Handlungen wir auf Grund der Bilder interpretieren konnten. Eine auf diese Weise früh erlernte Fähigkeit, die mir später im Berufsleben noch zugutekommen sollte.

Auch war ihr friedlich genutztes Militärgerät, Lafetten, Jeeps, LKW's, Panzerwagen und so weiter, für uns Buben eine außerordentlich spannende Angelegenheit. Aus all den Gründen konnte ich es auch nicht verstehen, als im Laufe der frühen fünfziger Jahre immer mehr Wandmalereien und Schmierereien an öffentlich sichtbaren Hauswänden und Baubaracken mit dem Aufruf „Ami go home“ erschienen. Da ich des Englischen anfangs noch nicht mächtig war, erklärte mir meine Mutter anlässlich einer solchen Beobachtung, dass die Wandmalereien eine Aufforderung an die Amerikaner waren, endlich aus Österreich zu verschwinden. Ich konnte das gar nicht verstehen und überlegte sogar, dafür zu beten, dass sie noch länger bei uns bleiben mögen.

Was die anderen Besetzungszonen in Österreich betrifft, so hörte ich von den Erwachsenen, wenn überhaupt, nur verallgemeinernde stereotype Wortmeldungen und Witze, wie zum Beispiel, dass die Russen es auf Uhren und Fahrräder abgesehen hätten, im Übrigen sich aber willkürlich und unberechenbar gegenüber der erwachsenen Bevölkerung verhielten – das für mich nicht verständliche, aber bedrohlich klingende Wort „Sibirien“ stand im Raum. Auch die Worte „Vergewaltigung“ und „Plünderung“ sagten mir damals ebenfalls noch nichts. Zu kleinen Kindern, auch das wurde kolportiert, wären sie hingegen ausgesprochen freundlich und nett gewesen. Im Gegensatz dazu eilte den Engländern der Ruf voraus, dass sie sehr korrekt seien, was immer das heißen mag, dass sie aber als „Habenichtse“ selbst nicht viel an die Bevölkerung zu verschenken hatten. Und was die Franzosen im fernen Tirol und Vorarlberg betrifft, so hörte ich erst viele Jahre später, als ich zum Studium in Innsbruck weilte, dass die Haltung der französischen Besatzer gegenüber den Einheimischen manchmal recht ambivalent gewesen sei: vermutlich, so wurde das Verhalten gedeutet, aus Rache für die ihrerseits erlittene Besetzung durch deutsche Truppen im Krieg, aber auch aus einer gewissen Scham heraus, die in der Kollaboration vieler Franzosen mit den deutschen Besatzern ihre Wurzeln hatte. Und andererseits empfanden sich die Franzosen wohl auch ihrem Image als Kulturnation von gesamteuropäischer Dimension verpflichtet und trachteten danach, sich auch in diesem Geiste zu verhalten.

So sei es letztlich den Historikern überlassen, entsprechende Deutungen und Interpretationen bezüglich der

Verhaltensweisen der alliierten Soldaten in Österreich vorzunehmen, aber ich fürchte, auch sie werden keine kohärenten, eindeutigen und widerspruchsfreien Bilder aus den Realitäten dieser Zeit ableiten können.

Erlebte Geschichte

Wenn ich mit einigen Kurzgeschichten – aus der geschützten Welt eines Kindes – über die Jahre unmittelbar nach dem Krieg und dem Ende der NS-Herrschaft berichte, so werden Sie, geschätzte Leserinnen und Leser, möglicherweise verschriftlichte Bilder von Bombenruinen, von jüdischen Mitbürgern, die Ihre Verstecke verlassen, oder auch Bilder vom Vernichten von NS-Fahnen und anderen einschlägigen Symbolen erwarten. Dergleichen wird aber nicht der Fall sein, denn ich werde von einer fast „heilen“ Welt erzählen, in der es keine (kaum) Bombenruinen gab, und wo die Lebensumstände, auch für die Erwachsenen, einigermaßen erträglich waren. Als alliierte Besatzungsmacht fungierten die Amerikaner, die sich, soweit ich es als Kind und Jugendlicher beobachten konnte, korrekt und gegenüber uns Kindern meist recht wohlwollend verhielten.

Es handelt sich um dabei das Salzkammergut, das stets Gegenstand von Sehnsüchten, Legendenbildungen und Mythen war. Nichtsdestotrotz hat auch hier der Krieg mit seiner Vorgeschichte, aber insbesondere mit seinen Nachwirkungen, tiefe Spuren in der Bevölkerung und ihrem alltäglichen Zusammenleben hinterlassen. Darum soll es in den folgenden Kurzgeschichten vor allem gehen – durch die Optik einer kindlichen Wahrnehmung, die allerdings nur selten imstande war, die hinter den Dingen verborgenen Geschichten wirklich zu begreifen. In diesen Punkten waren die Erwachsenen, wie heute in der Erinnerungskultur aber auch in der Aufarbeitung des Geschehenen mit Bedauern beklagt wird, viel zu verschwiegen; sie hatten in diesen Jah-

ren offensichtlich „andere Sorgen“ und breiteten die Decke eines ziemlich undurchlässigen Schweigens darüber aus.

Ältere Leserinnen und Leser werden bei der Lektüre der Geschichten vielleicht auch persönliche „Aha-Erlebnisse“ haben („an das kann ich mich auch noch erinnern!“), die jüngere Leserschaft hingegen wird über eine schon länger zurück liegende Zeit lesen, die schon so lange vergangen ist, dass sie – nicht ausschließlich aber doch, denn es gab immerhin auch schon das Medium Film – vor allem nur noch in Geschichtsbüchern präsent ist. Ebenso gut könnte aus der Sicht jüngerer Generationen vermutlich Kaiser Napoleon Bonaparte gerade durch eine prunkvolle Türe in seinen Audienzsaal treten, um Huldigungen entgegen zu nehmen oder eine Audienz abzuhalten.

Aber alles ist im Ablauf der Zeiten „relativ“: meine Schwiegermutter ist vor geraumer Zeit mit 102 Jahren verstorben und hat beinahe bis zu ihrem Tod von politischen und militärischen Ereignissen – auch aus frühester Kindheit beinahe bis zum Kaiser zurück – berichtet, die wiederum ich selbst nur aus den Geschichtsbüchern kenne. Und damit waren diese für mich bis zu ihren Erzählungen in einem gewissen Sinne geschichtlich „überhöht“, denn sie waren einerseits als Zahlen und Fakten Lehrstoff für den Geschichtsunterricht und andererseits dadurch auch Gegenstand von Prüfungen gewesen. Erst durch die Erzählungen meiner Schwiegermutter erhielten diese Ereignisse für mich konkret vorstellbare, bildliche Konturen, wurden also mit „Leben“ aufgefüllt. So erwähne ich an dieser Stelle beispielhaft einen bedeutenden Politiker, Heimwehrführer und späteren Vizekanzler in der 1. Republik, Emil Fey,

über den ich im Geschichtsunterricht einmal geprüft wurde. Dieser wohnte gemäß den Erzählungen meiner Schwiegermutter als Nachbar in ihrem Haus, und mit seinem Sohn konnte sie spielen. Man grüßte sich und wusste von einander. Dadurch nahm er als Mensch in meiner Wahrnehmung konkrete Gestalt an und ich konnte manches von dem, was sich im geschichtlich-politischen Kontext um seine Person und seinen Selbstmord rankte, etwas besser verstehen. Er erschoss – wie man weiß – zuvor noch seine Frau und seinen Sohn und beging anschließend nach dieser Tat Selbstmord.

Aber auch die Zeit, in der die Geschichten dieses Buches handeln, ist schon in den Geschichtsbüchern protokolliert und niedergeschrieben worden, doch sind es im Gegensatz zu den großen Geschehnissen nicht die kleinen Alltäglichkeiten, die man in den Geschichtsbüchern nachlesen kann. Sie sind aber zum Verständnis des Großen und Ganzen im historischen Zusammenhang fast ebenso wichtig, wie die damals geschichtsmächtigen Ereignisse, um die Welt in dieser Zeitspanne erklärbarer zu machen.

Somit verbinde ich mit den Kurzgeschichten in diesem Buch auch die Hoffnung, die „kleine Welt“ in der Zeit nach dem Krieg mit einigen Blitzlichtaufnahmen aus dem Leben meiner Kindheit bildlicher und fassbarer zu machen.

Vielleicht, das wäre noch in einer Vorbemerkung voranzustellen, werden einige Leserinnen und Leser im Zuge der Lektüre an manchen von mir verwendeten Worten oder Passagen Anstoß nehmen, da sie so gar nicht den Forderungen der heutigen „politischen Korrektheit“ entsprechen. Aber diese Worte und Sätze wurden so nach dem Krieg gesprochen, denn sie waren Relikte der voran gegangenen

Jahre, waren also gewissermaßen als Selbstverständlichkeit noch in vielen Gehirnen fest verankert und präsent. Heute wären diese Worte kaum aussprechbar oder nur mit dem Risiko, der Verhetzung bezichtigt zu werden, zu äußern, aber damals reflektierten sie den herrschenden „Zeitgeist“. Die Verwendung einer anderen, dem Hier und Jetzt mehr entsprechende Sprachregelung hätte übrigens auch viel von dem Bild zerstört, welches ich in diesen Geschichten skizzieren wollte.

Nachdem ich schon im Rahmen eines im selben Zeitfenster handelnden anderen Buches bei früheren Lesungen sehr oft gefragt wurde, ob denn das alles, was darin geschrieben ist, wahr sei, möchte ich bereits hier den „Offenbarungseid“ ablegen: im Kern ist alles wahr – einige literarisch motivierte Abschweifungen oder Ausschmückungen mögen mir aber nachgesehen werden.

Da muss doch vorher etwas gewesen sein ...

Flüchtlinge, Vertriebene und „fabrendes Volk“

Die Beantwortung der Frage, was „normal“ ist oder die Normalität darstellt, ist erst dann wirklich möglich, wenn man das Ungewöhnliche, das Außergewöhnliche, das „außerhalb der Norm Liegende“, erlebt hat. Das Ungewöhnliche oder Außergewöhnliche selbst habe ich zwar nicht erlebt, aber ich ahnte zumindest, dass Ungewöhnliches oder Außergewöhnliches in den Jahren vor meiner Geburt geschehen war. Ich möchte Sie deshalb jetzt zu einem kleinen „Spaziergang“ mit einigen damit verbundenen Episoden und Begebenheiten in den Jahren nach dem Krieg einladen.

Diese Zeit war zweifellos noch von sehr viel Unruhe, Unrast, aber auch Verwirrung und Orientierungslosigkeit, oder wie immer man es sonst noch nennen mag, geprägt. Heute würde man wahrscheinlich von einer „unkontrollierbaren Mobilität in der Bevölkerung, Migration oder Zuwanderung“ sprechen: viele Fremde, für mich dadurch erkennbar, dass sie kleine Leiterwagen voll mit Gepäck, Schachteln und oft auch unverpacktem Hausrat mit sich führten, oder einfach nur abgewetzte Koffer und Taschen schleppten, bevölkerten die Straßen. Die Einheimischen nahmen die Flüchtlinge und Vertriebenen wahrscheinlich sofort mit einer gehörigen Portion Misstrauen als Fremde oder Zugezogene wahr, für mich hingegen war erst das mitgeführte Gepäck ein klares Indiz dafür, dass diese Leute nicht aus unserer Gegend stammen konnten. Überdies redeten sie, wenn ich ihnen zufällig auf der Straße begegnete, in einem mir oft unverständlichen Dialekt, obwohl mir ihre

Sprache selbst grundsätzlich vertraut vorkam: es waren, wie mir meine Großmutter erklärte, deutschsprachige Flüchtlinge und Vertriebene aus den ehemaligen Gebieten der alten Donau-Monarchie, aus Böhmen, Mähren, aus Siebenbürgen, dem Banat oder aus den Karpaten. Sie bezogen in unserer Stadt einfache Barackenquartiere, die entweder noch aus einer kriegsbedingten Verwendung stammten, oder in großer Eile als Notquartiere für ihre Unterbringung errichtet wurden.

Als ich diese Zeilen niederschrieb, erinnerte ich mich natürlich auch an die sogenannte „Flüchtlingskrise“ des Jahres 2015. Parallelen dazu gibt es unzählige. Helfen hieß es spontan am Beginn der Krise, aber dann machte die sogenannte „Willkommenskultur“ – in machen Staaten schneller, in anderen langsamer – einer zurückhaltenden, ablehnenden oder gar aggressiven Einstellung der Bevölkerung gegenüber den Flüchtlingen Platz. So ähnlich mag es auch bei uns in Österreich und Deutschland in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre und am Beginn der fünfziger Jahre gewesen sein, obwohl es da zwei ganz gravierende Unterschiede zum Heute gab: zum Einen stießen die Flüchtlinge auf eine Bevölkerung, die kriegsbedingt größtenteils auch aus „Habenichtsen“ bestand, und zum Anderen waren es Leute, die, wenngleich aus weiter Ferne, so doch aus demselben Kulturkreis kamen. Zuerst kamen die Flüchtlinge, und mit ihnen auch die Angst vor den vorrückenden sowjetischen Truppen (diese Angst saß ja „dank“ der NS-Propaganda tief), und dann später die Vertriebenen, die als Deutschsprachige freiwillig oder gezwungen ihre Heimat verließen beziehungsweise verlassen mussten. Ich maße mir an dieser Stelle selbstverständlich kein

Urteil über das damalige Verhalten der Bevölkerung an, doch denke ich, dass es dem Verhalten in der Hier-und Jetzt-Zeit nicht unähnlich war: zuerst auf Grund der eigenen Situation vermutlich mehr oder weniger mitleidmotivierte, bescheidene Hilfsangebote, und dann, je länger der Flüchtlingsstrom andauerte und je größer er wurde, wuchs damit allerdings die Ablehnung. Mir ist in diesem Zusammenhang immer noch ein unschöner Satz meiner Großmutter im Ohr: „Die Volksdeutschen (damit hat sie die Deutschsprachigen aus den ehemaligen Gebieten der Donau-Monarchie gemeint) sind am Krieg schuld gewesen(!)“ Der Satz, den sie mehrmals im Zusammenhang mit Kriegserinnerungen verwendete, klang hart und beinhaltete wohl eine eindeutige Schuldzuweisung aus ihrer Sicht. Später, und darüber werde ich an anderer Stelle noch berichten, begann ich immerhin zu verstehen, wer die „Volksdeutschen“ waren, aber der Grund, warum sie am Krieg schuld gewesen wären, erschloss sich mir damals noch nicht – und eigentlich auch im späteren Leben nicht. Erst im Studium, als ich mich für Geschichte zu interessieren begann, wurden mir gewisse Zusammenhänge in Verbindung mit dem Sager meiner Großmutter klar: die deutschsprachige Bevölkerung, größtenteils aus den Nachfolgestaaten der Donau-Monarchie, verteilt auf homogene Siedlungsgebiete aber auch auf kleinere Sprachinseln auf dem Gebiet der ehemaligen Monarchie, war eine Minderheit in den daraus entstandenen Nationalstaaten und wurde, wie man weiß, nachdem es noch kein Minderheitenrecht nach heutigem Standard gab, nicht immer „gut“ behandelt oder gar Repressalien ausgesetzt. So kann man es im historischen Kontext durchaus verstehen, dass viele Angehörige der

deutschsprachigen Minderheit im „Großdeutschen Reich“ zum Teil, das muss man sagen, in gewisser Weise auch fanatisiert, eine Lösung ihrer wirtschaftlichen, politischen und vor allem sozialen Probleme sahen. Aber, ob sie deshalb auch die Kriegsschuld trifft? Die Geschichte lehrt anderes und vermittelt ein differenzierteres Bild.

Bevor aber die Ströme der ersten Flüchtlinge aus den ehemaligen Gebieten der Donau-Monarchie auch unsere Stadt erreichten, gab es bereits in den frühen vierziger Jahren eine Aussiedler-Welle, die jedoch, im Gegensatz zu den Flüchtlingen und Vertriebenen nach dem Krieg, von den Einheimischen damals zumindest „offiziell“ willkommen geheißen wurde, nämlich die Bessarabien-Deutschen aus der Schwarzmeer-Region, die auf der Basis des Hitler-Stalin-Paktes „heim ins Reich geholt“ wurden. Ob sie wirklich bei uns willkommen waren, kann ich nicht beurteilen, zumal ich diese Migration nur auf der Grundlage alter Fotos aus unserer kleinen Stadt beurteilen kann, die eine (Hakenkreuz-)Fähnchen schwingende Bevölkerung im jubelnden Spalier aufgestellt zeigen. Zweifel an diesem offiziellen Willkommensgruß mögen zumindest angebracht sein.

Wenn ich oben hervorgehoben habe, dass mich erst mein persönliches Interesse im Studium zu einem systematischerem Verlangen nach Wissen über die Zeit nach den beiden Weltkriegen angeleitet hat, so liegt diesem spät erwachten Interesse vor allem der Umstand zugrunde, dass sich viele Geschichtsprofessoren in der Mittelschule, aber auch Professoren aus anderen Fächern, in den fünfziger und sechziger Jahren „schwer“ taten, über die noch von ihnen selbst

erlebte Vergangenheit zu berichten und zu unterrichten. Lediglich unser Naturgeschichtelehrer fand deutlichere Worte über diese Zeit, aber der war, wie man mauschelte, ohnehin ein Kommunist, sodass wir in einer katholischen Internatsschule seine von der allgemeinen „Lehrmeinung“ abweichenden Ansichten nicht allzu ernst nahmen. Dieser Lehrer, und das möchte ich der Vollständigkeit erwähnen, obwohl es thematisch nicht ganz hierher passt, war aber auch der erste „aufrichtige“ und engagierte Umweltschützer, den ich in meinem Leben kennen lernen sollte; regelmäßig predigte er uns nach den Weihnachtsferien, wenn wir wieder ins Internat zurückgekommen waren, wie groß das in Massen ausgeübte Verbrechen an der Natur sei, wegen einiger Feiertage ganze Tannen- und Fichtenwälder abzuholzen, damit jeder Mensch einen Christbaum im Zimmer stehen haben könnte. Er selbst habe nur einen dickeren, braun bemalten Besenstiel mit angebohrten Löchern, in die er Tannenzweige stecken würde, als Christbaum. Diesen Besenstiel würde er jedes Jahr wieder zu Weihnachten aus der Abstellkammer herausholen und „recyclen“. Das war wohl einer der ersten „nachhaltigen“ Christbäume in Österreich, bevor Wirtschaft und Werbung fünfzig Jahre später das Wort „nachhaltig“ für sich entdeckten.

Es mischten sich manchmal aber auch exotisch anmutende Fremde in diesen Strom der Heimatlosen und Heimatsuchenden, die in einem kleinen Tross mit Pferdewagen durch die Straßen zogen und auf der Suche nach Plätzen am Stadtrand waren, wo sie ihre Gespanne, meistens bestehend aus zwei oder drei Wagen, abstellen konnten. Da kam dann bei der einheimischen Bevölkerung in der Regel Alarm-

stimmung auf: „Treibt’s die Hendl (=Hühner) in den Stall und hängt’s die Wäsche von der Leine ab“. So die gängige Reaktion in unserem „Grätzl“ und auch anderswo auf die nicht gerne gesehenen Neuankömmlinge. Tröstlich in den Augen der Einheimischen war lediglich ihre Erfahrung, dass diese Leute im Gegensatz zu den Vertriebenen nach ein paar Tagen oder Wochen ohnehin wieder weiter ziehen würden – das war bei Anwendung aller vermeintlich gebotenen Vorsichtsmaßnahmen zum Schutz des Eigentums gerade noch auszuhalten. Es ist in der Tat nicht schwer zu erraten, wer diese Leute waren, es waren Zigeuner. Heute ist diese Bezeichnung politisch ziemlich unkorrekt, aber korrekt war sie damals – trotz der häufigen Verwendung im Volksmund – wohl auch nicht, denn ich habe das Wort „Zigeuner“ aus der damaligen Zeit immer noch als abwertend oder als Schimpfwort im Ohr. Sie korrekt als „Sinti und Roma“ zu bezeichnen, daran dachte man seinerzeit aus Unwissenheit natürlich nicht. Ganz unbeliebt waren sie aber doch nicht, vor allem nicht bei den Bauern der Umgebung, kauften die Zigeuner doch Lebensmittel für ihren täglichen Bedarf ein; womit sie bezahlten, wusste ich nicht, aber vielleicht waren es auch reine Tauschgeschäfte mit Waren oder kleinen Hilfsdiensten wie Scherenschleifen, Besenbinden, Kesselflicken oder sonstigen Hilfsarbeiten am Bauernhof. Böswillig Denkende meinten in diesem Zusammenhang allerdings, dass die Zigeuner das, was sie vorher anderswo gestohlen hätten, nunmehr hier bei uns für Lebensmittel eintauschen würden. Und einer der Nachbarn, offensichtlich ein ganz „hartgesottener Ehemaliger“ war überhaupt der Meinung, dass man dieses Problem, will

heißen die „Zigeunerplage“, früher ohnehin endgültig mit „Gas“ hätte lösen sollen.

Für uns Kinder war jedoch die temporäre Anwesenheit eines kleinen Zigeunerlagers in der näheren Nachbarschaft eine sehr interessante Zeit. Es war uns zwar verboten, zum Zigeunerlager hinzugehen, geschweige denn mit den Zigeunerkindern zu spielen, umgekehrt dürfte es wohl auch so gewesen sein, doch war es schon spannend genug, das Treiben in der der „Wagenburg“ von Ferne mit gebührendem Abstand zu beobachten. Fröhlich zugewinkt wurde aber trotzdem von beiden Seiten.

Von den Zigeunern selbst hat sich niemand bei uns vor dem Haus oder im Garten blicken gelassen, geschweige denn, dass jemand von ihnen bei der Haustüre angeläutet hätte, doch eines Tages stand ein Mann mittleren Alters in ziemlich abgerissener Kleidung vor der Türe und bot seine Dienste als Scherenschleifer und Kesselflicker an. Meine Großmutter, im Allgemeinen in solchen Situationen grundsätzlich misstrauisch, sagte, dass sie ein, zwei Messer hätte, die er schleifen könne, er müsse das aber im Vorgarten in Sichtweite tun und dürfe die Messer auf keinen Fall auf die Straße mitnehmen, um sie etwa bei seinem Karren, wo er das Werkzeug hatte, zu schleifen. Zu groß war offensichtlich ihre Befürchtung, dass sie die beiden Messer wohl nicht mehr sehen würde. Mich hatte bei dem Vorgang, den ich neugierig beobachtete, immerhin erstaunt, dass meine Großmutter so schnell entschlossen war, ihm zwei Messer zum Schleifen zu überlassen. Entweder war sie an diesem Tag besonders mildtätig gestimmt, oder aber sie wollte den fremden Mann nur schnell und ohne weitere Komplikationen wieder loswerden. Als der

Mann dann gegangen war, begutachtete meine Großmutter, bevor sie wieder die Türe schloss, zu meiner Verwunderung sehr sorgfältig den Türrahmen. Ich fragte sie, was das solle, und sie antwortete mir darauf, dass das wahrscheinlich ein Jenischer gewesen sei, und deren Trick sei es ja, die Türen von Häusern, wo sie gewesen waren und vorgeschrieben hatten, mit Zeichen zu markieren, um etwaig nachkommenden anderen Jenischen Informationen darüber, was sie über das Haus „ausbaldowert“ hätten, weiter zu geben. Ich dachte mir weiter nichts dabei, denn schließlich beschrifteten auch die Sternsinger die Haustüren mit dem frommen „C+M+B“, um einerseits den Bewohnern des Hauses als Dank für Spenden ein gesegnetes neues Jahr zu wünschen, und um andererseits nachkommenden Sternsingergruppen zu signalisieren, dass dieses Haus oder diese Wohnung schon besucht worden waren. Erst viele Jahre später stieß ich in einem Buch auf die Bezeichnungen „Rotwelsch“ und „ausbaldowern“, und dann kam mir auch die Erkenntnis, was meine Großmutter damals gemeint und warum sie den Türrahmen so besonders aufmerksam inspiziert hat.

Aber nicht nur Zigeuner und Jenische waren gelegentlich bei uns anzutreffen, Personen also, die uns Kindern durch ihre bloße Anwesenheit schon etwas Abwechslung im täglichen Allerlei verschafften, sondern es gab auch noch, und das war dann eine wirkliche Abwechslung, so es man sich leisten konnte, kleine Wanderzirkusse, die in unserer Stadt Station machten. Wenn ich diese Abwechslung im Alltag mit der Bemerkung des Sich-Leisten-Könnens einschränkte, dann heißt das mit anderen Worten, dass dafür Eintritt bezahlt werden musste. Und nicht jeder konnte

sich in der allgemeinen Notlage damals den Eintritt leisten, aber da war meine Großmutter großzügig, auch wenn sie selbst nach dem Tod ihres Mannes mit Gütern – außer dem großen Haus, das er ihr hinterlassen hatte – nicht reichlich gesegnet war. Der Krieg und die nachfolgende Währungsumstellung samt Inflation hatten das finanzielle Vermächtnis des Großvaters praktisch aufgezehrt. Pro Jahr gastierten damals zwei, wenn nicht sogar drei kleine Wanderzirkusse in unsere Stadt, die auf einem großem Holzlagerplatz, soweit er nicht gerade für die Lagerung der gefällten Baumstämme gebraucht wurde, ihre Zelte aufschlugen. Wenn es auch verschiedene Zirkusse waren, so waren die Inszenierungen des Dargebotenen einander doch immer recht ähnlich: Hunde – Rasse unbekannt (!) –, wie kleine Mädchen mit Röckchen und bunten Halsschleifen geschmückt, sprangen durch Reifen oder tänzelten nach einer Flöten- oder Trompetenmusik, Ponys liefen im Kreis herum und vollführten auf einen Peitschenknall hin verschiedene Figuren, Hühner flogen auf einen Pfiff von einer Trillerpfeife von Stange zu Stange oder balancierten auf Gummibällen und nicht zuletzt der Clown, der „dumme August“, der sich ständig schicksalhaft mit der Materie und seiner Partnerin verhedderte. Vor oder nach der Vorstellung gab es noch einen kleinen Wagenzoo zu besichtigen, wo sich Ziegen, Esel oder noch andere Haustiere befanden. „Höhepunkt“ des Zoobesuchs waren dann meistens ein Kamel und ein Dromedar, Tiere also, die ja allgemein als genügsam bekannt sind. Elefanten und Raubtiere gab es nicht, die Haltung solcher Großtiere war erst in späteren Zeiten „reicherer“ und größeren Zirkussen vorbehalten.

Helmut Friedrichsmeier,

geboren 1944 in Bad Ischl, verbrachte seine Kindheit und frühe Jugend im Salzkammergut, um anschließend in Linz (OÖ.) eine Internatsschule zu besuchen. Daran schloss sich ein Studium der Rechtswissenschaften in Innsbruck, Grenoble und Oxford an. Den Abschluss seiner Ausbildung vor dem Eintritt in das Berufsleben bildete ein Postgraduate-Studium an der Diplomatischen Akademie in Wien.

Die ersten Berufsjahre waren der außeruniversitären Forschung in einem für damalige Verhältnisse sehr wissenschaftlich orientierten, privaten Markt- und Meinungsforschungsinstitut gewidmet, wobei diese Tätigkeit schließlich die Weichen für eine Assistententätigkeit an der Wirtschaftsuniversität Wien stellte, wo er sich in späteren Jahren auch habilitierte.

Obwohl Helmut Friedrichsmeier anschließend eine Führungslaufbahn in der Wirtschaft ergriff, war sein lebenslanges Interesse der wirtschaftsbezogenen Wissenschaft und dem Schreiben gewidmet. Zunächst waren es Sach- und Lehrbücher. Nach dem Pensionsantritt wandte er sich aber einem eher literarischen Genre zu, nämlich historischen Büchern (Schwerpunkt Balkan/Bosnien) und der Abfassung von Kurzgeschichten.

Der Autor lebt heute in Wien und im östlichen Niederösterreich.

Verlag Bibliothek der Provinz

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien